

Der Religionsunterricht und die Frage nach Wahrheit

Gekürzte Fassung der Abschiedsvorlesung

Von Marie Veit

(Das Problem unserer vermännlichten Sprache behandle ich im folgenden so, daß ich mit den Geschlechtern einfach abwechsele; das jeweils nicht genannte ist immer mitgemeint.)

Im Laufe einer über 40jährigen Arbeit am Religionsunterricht habe ich eine signifikante Veränderung im Verhältnis junger Menschen zur Wahrheitsfrage erlebt. Während kleine Kinder wie eh und je ihre Fragen stellen, klar, bestechend einfach und ernsthaft (jüngstes Beispiel: „Wie konnte der Jesus denn auf einer Wolke in den Him-

mel fahren? Da wäre er doch durchgerutscht. Wolken sind was ganz Dünnes!“), geht das Wahrheitsinteresse schon in der Grundschule gegenüber früher merklich zurück – eine Folge des Aufmerksamkeitsverlustes, den Reizüberflutung und Videokonsum mit sich gebracht haben. Seit etwa Mitte der 60er Jahre läßt es aber auch in

den Pubertätsjahren nach, in denen der Religionslehrer sich früher leidenschaftlichem Fragen gegenüber sah. Mit dem Satz „Im Westen glauben wir doch nun mal an Gott!“ wies eine 16jährige schon vor 25 Jahren die Bearbeitung der Gottesfrage zurück; und kürzlich meinte eine junge Frau: „Genügt es nicht, daß die Religion „schön“ ist, daß man aus ihr ein paar gute Lebensregeln ableiten kann, daß sie die wichtigsten Feste im Leben des Menschen verklärt und im übrigen vielleicht so etwas wie einen beruhigenden Hintergrund des Lebens liefert, zu dem man möglicherweise Zuflucht nehmen könnte, wenn es mal gar nicht mehr weiterzugehen scheint? Warum der Religion allzusehr auf den Zahn fühlen?“ Wer der Ansicht ist, daß die Wahrheitsfrage unabdingbar zum Menschsein gehört – und das zeigen nicht nur die Kinder, das ist auch Grundüberzeugung der Theologie –, der muß zu verstehen suchen, wie es zu dieser Entfremdung von ihr gekommen ist.

Ein Grund mag in einem verbreiteten und noch nicht durchweg überwundenen Versagen älteren Religionsunterrichts zu suchen sein: Er versäumte es, sich der Wahrheitsfrage zu stellen. Die Frage nach der Vereinbarkeit christlichen Glaubens mit modernem, vor allem naturwissenschaftlichem Denken, die Frage nach der Historizität des in der Bibel Berichteten wurde oftmals unterdrückt – bis 1918 auch infolge der Geistlichen Schulaufsicht, die darüber wachte, daß in die Volksschulen kein störendes modernes Gedankengut eindrang. Auf Schülerebene konnte das noch vor wenigen Jahren so aussehen: Eine Kollegin antwortete auf die Frage einer Zehnjährigen nach dem Engel in der Weihnachtsgeschichte („Aber so etwas gibt es doch gar nicht!“) zornig: „Das hast du zu glauben! Schließlich steht es ja hier, und ich glaube es ja auch.“ Nicht vermutet hat die Kollegin wohl die Reaktion des Kindes am häuslichen Mittagstisch: „Mutti, ich glaube, die ist plem-plem.“

Die Warnung Sigmund Freuds ist noch nicht gegenstandslos: „Denken Sie an den betrübenden Kontrast zwischen der strahlenden Intelligenz eines gesunden Kindes und der Denkschwäche des durchschnittlichen Erwachsenen. Wäre es so ganz unmöglich, daß gerade die religiöse Erziehung ein großes Teil Schuld an dieser relativen Verkümmern trägt?“

Dabei bot die Theologie unseres Jahrhunderts der Religionslehrerin für diese ältere Aufgabe ihres Unterrichts, nämlich sich der Wahrheitsfrage zu stellen, alle nötigen Hilfen. Das geschichtliche Gewordensein der Evangelien und aller biblischen Bücher ist gut erforscht; die existentielle Interpretation verhilft dazu, ihren Sinn für heute zu erschließen. Die Unterscheidung zwischen den vergangenen Weltvorstellungen der biblischen Autoren und älterer kirchlicher Lehrsysteme einerseits und dem in ihnen ausgedrückten Glauben andererseits ist theologisch längst klar. Klar sollte auch sein, daß es einen zeitlos gültigen gedanklichen Rahmen, in dem Menschen für alle Zeiten zu Hause sein könnten, nicht geben kann. Die Menschheit lernt, sie ändert sich; natürlich können wir das Weltbild der Genesis oder der Himmelfahrtsgeschichte oder Luthers nicht übernehmen. Statt eines festen Hauses, in dem man für Generationen wohnen kann, sehen sich Kirche und Theologie wieder auf einen Weg verwiesen – was übrigens auch biblische Metapher ist. Einen Weg, bei dem nicht garantiert ist, daß man nicht in die Irre geht, und bei dem man niemals weiß, was an Chancen oder Gefahren sich an der nächsten Wegbiegung auftun wird; einen Weg also, auf den auch Kirche und Theologie angewiesen bleiben – auf Gott. Mit anderen Worten: Zu jedem neuen, erweiterten Weltbild, das Wissen-



Abb. 1: „Offenes Lernen“ mit einem Wochenplan ist für diese Klasse eine Selbstverständlichkeit. Eigenständigkeit und Zusammenarbeit werden so gefördert, daß dieses 3. Schuljahr sich zwei Wochen lang fast allein unterrichtete, als die Lehrerin erkrankt war. Thema des Religionsunterrichts ist hier das Buch Ruth in Form eines Liedes.

schaft uns erschließt, muß der Glaube sich wieder verhalten, – Glaube als die von Gott gestiftete Beziehung zu ihm als dem Grund unseres Seins.

Ich habe an anderem Ort Methoden dafür vorgestellt, wie von der Grundschule an gelernt werden kann, zu unterscheiden zwischen Glaube und Weltbild, zwischen historischen Dokumenten und Glaubensgeschichten. Anders als in meiner Anfangszeit als Lehrerin, in der man noch Irrlehre anzeigen riskierte bei diesem einfachen pflichtgemäßen Tun, gibt es inzwischen ja auch eine Fülle von Hilfsmitteln dafür. Mit fortschreitendem Alter der Schüler kann man den biblischen Autoren gewissermaßen über die Schulter schauen, Textentstehung beobachten, z. B. im Vergleichen der Evangelien, ja Elemente der Forschungsgeschichte an sie herantragen. Das ist noch nicht Theologie, aber es ist erstens Unterricht, spannender u. U., und zweitens Seelsorge. Denn in, mit und unter dieser Arbeit erfahren die Schüler, daß man auf viele Fragen eine klare Antwort finden kann, wenn man genau hinsieht und methodisch angeleitet wird. Ich halte das in einer Zeit, in der in Werbung und Politik vorgetäuscht, gelogen und manipuliert wird bis zum Exzeß, in sich bereits für einen seelsorgerlichen Akt. An die Stelle von Beliebigkeit tritt sachliche Arbeit und erarbeitete Erkenntnis.

Aber für den Religionsunterricht ist zugleich viel mehr gewonnen. Wenn die Geschichten nicht mehr mit Mißtrauen betrachtet werden, kann man sich auf sie einlassen und zu Gehalten vordringen, die in

unserer Welt zur Mangelware geworden sind. Vor allem tritt der Mensch als Mensch in den Gesichtskreis, nicht nur als Lebewesen, das gesund oder weniger gesund sein kann, nicht nur als Arbeitskraft, jung, dynamisch und flexibel – oder das alles nicht mehr, sondern als ein Wesen, das ein „Herz“ hat, wie es in der Bibel heißt. „Herz“ nicht nur als Sitz romantischer Gefühle, sondern auch des Wollens und der Grundentscheidungen. Ein Wesen, das angedredet werden und antworten kann, vor allem: für das die Welt nicht in sich hermetisch abgeschlossen ist. Das Fenster ist offen in eine Zukunft, über die der Mensch nicht verfügt, aber aus der her er anrufen wird. An den Psalmen fiel einer Schülerin auf, „daß da immer noch eine Dimension ist“. Für die Theologie ist das Voraussetzung, in der heutigen Welt schon fast nicht mehr bekannt.

Noch ein Wort zum problemorientierten Religionsunterricht, also dem heute gültigen Konzept, bei dem den Stoff des Religionsunterrichts Gegebenheiten und Probleme der heutigen Gesellschaft oder auch des jungen Menschen heute bilden: Bibel und Theologie sollen von hier aus angefragt werden. Dabei taucht die Wahrheitsfrage in dem Sinne auf, ob denn die sozialetische Orientierung der Kirche mit der Bibel übereinstimmt und worin beider Verbindlichkeit gründet. Ein solcher Unterricht setzt eigentlich eine andere Schulorganisation voraus, team-teaching nämlich, damit heillosem Dilettieren der gesellschaftswissenschaftlich nicht vorgebildeten Religionslehrerin vorgebeugt wird. In ein oder zwei Ge-

biete kann man sich einarbeiten; bildender und dann auch theologisch fruchtbarer wäre die Zusammenarbeit, besonders angesichts gewisser Erblasten in Kirche und Theologie. Dazu zähle ich z. B. die Neigung, gesellschaftliche Übel schlicht auf die unzulängliche Gesinnung einzelner zurückzuführen. Das Elend des Proletariats im 19. Jahrhundert liegt dann etwa an der Trunksucht der Proletarier, nicht umgekehrt; die Priorität der Gewinnmaximierung beim Unternehmer an seiner Raffgier, nicht am Sachzwang der Konkurrenzwirtschaft (beide Beispiele sind jüngsten Datums!). Zur Analyse der Strukturen braucht man ökonomisches Wissen, das im Theologiestudium nicht vorkommt. Oder aber: Harmoniestreben, und sei es noch so blind für die Unterscheidung von Opfern und Tätern, wird traditionell für christlicher gehalten als etwa die Entwicklung einer Streitkultur; von Revolution ganz zu schweigen. Worte wie „Konflikt“ oder „Kritik“ sind immer noch weitgehend negativ besetzt. Die Zusammenarbeit mit Fachleuten weniger erbbelasteter Wissenschaften könnte hier allen Seiten nur guttun.

Theologisch kommt man bei problemorientiertem Unterricht mit der existentialen Interpretation nicht mehr aus. Sie muß ihre Fortsetzung finden in einer politischen Hermeneutik. Die lateinamerikanische Theologie der Befreiung bietet als Kriterium die „Option für die Armen“ an; es ist die biblische Option, wie mir scheint. Jahwe optiert für Witwen, Waisen und Ausländer und mißt die soziale Situation seines Volkes an deren Ergehen. Gleichwohl spreche ich lieber, in unserer europäischen Situation, von einer „Option für die Massen“. Allzu leicht könnte sonst bei uns der christliche Almoseninstinkt angesprochen werden, den die Theologen der Zweidrittelwelt gerade ablehnen als „Paternalismo“, der nichts wirklich voranbringt. Es wäre übrigens gut, und es geschieht ja auch vielfach, im problemorientierten Religionsunterricht die theologischen Äußerungen der Zweidrittelwelt selbst heranzuziehen, etwa das Kairospapier aus Südafrika mit seiner Unterscheidung von Staatstheologie, Kirchentheologie und prophetischer Theologie. Freilich: für den Ernst solcher Äußerungen können Schüler nur dann ein Gespür ent-

wickeln, wenn sie auch für sich selbst Orientierung suchen – und sich nicht einfach der herrschenden Meinung anschließen. Wir gingen aber aus von der Erfahrung, daß dies heute nicht selbstverständlich ist. Nicht die Wahrheitsfrage ist es, die junge Menschen vor allem umtreibt. Sie haben andere Sorgen. Welcher Art sind diese Sorgen?

In-Sein, Dazugehören, im Trend liegen, nicht „out“ sein. Nur nicht herausfallen aus der Gruppe der Altersgenossen. Keine Chancen verpassen, wach sein, auf sein Image achten... Insistieren auf „Wahrheit“ oder „Gerechtigkeit“ kann störend wirken, gilt als „Fanatismus“. Mithaltenkönnen, auch in bezug auf Aussehen, Kleidung und andere Statussymbole, ist Pflicht. Anstrenghende Pflicht, denn man muß wie mit einem Radargerät ständig zu erkennen suchen, was „in“ ist. Wie ist es dazu gekommen?

Sozialpsychologische Forschungen haben in den letzten Jahrzehnten deutlich gemacht, daß die Über-Ich-Prägung beim Kind, das unscharf so genannte „Gewissen“, nicht nur von den Wertvorstellungen seiner ersten Bezugspersonen abhängt, sondern



Abb. 2 und 3: Sarah und Mira verfassen einen Brief (links). Und Jannis gibt eine Anzeige auf (rechts).

Fotos: privat

auch und vor allem von der ökonomischen Struktur der Gesellschaft, mit deren Wandlungen sich auch ein Teil der Wertvorstellungen wandelt. So entsteht (ich schließe mich an David Riesman an) jeweils ein neuer Sozialcharakter ganzer Bevölkerungen beim Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft und innerhalb der letzteren von der industriellen Aufbauphase zur Überproduktions- und Konsumgesellschaft. Traditionslenkung gehört zu alten Agrargesellschaften, mit ihrer Wertschätzung der Alten, ihrer Weisheit, ihres Schatzes an Erfahrungen; die wichtigsten Arbeitstugenden wie Fleiß, Sorgfalt und Geduld (nicht: Flexibilität!) bleiben über Generationen dieselben, ebenso wie die Arbeitsmittel und die Tracht, die alle tragen. Hier werden Traditionen nicht in Frage gestellt; sie gehören zum Leben, und die Wahrheit, die man braucht, ist in ihnen enthalten. Innenlenkung, Zurückwerfen des einzelnen auf sich selbst, seine Leistung, seine Tüchtigkeit, seine fortschreitende Erkenntnis, gehört zur Aufbauphase der Industriegesellschaft, die zugleich die Phase des sich ausbildenden Protestantismus und der Aufklärung ist. Zu der persönlich verantworteten Sittlichkeit, die man in dieser Phase braucht, um bestehen zu können, gehört für den Theologen auch die „intellektuelle Redlichkeit“ (Wilhelm Herrmann), und das heißt, die Bereitschaft, liebgewordene Vorstellungen im Verhältnis zu Bibel und Dogma aufzugeben, wenn sie sich als historisch nicht haltbar erweisen. Albert Schweitzer schreibt in seiner „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“ im Jahre 1906 die berühmt gewordenen Worte: „Die Erforschung des Lebens Jesu war für die Theologie die Schule der Wahrhaftigkeit. Ein so schmerzliches und entsagungsvolles Ringen um die Wahrheit, wie es in den Leben Jesu der letzten hundert Jahren beschlossen liegt, hatte die Welt noch nie gesehen und wird es nicht mehr sehen.“ Die leidenschaftliche Wahrheitssuche junger Menschen gehört, sozialwissenschaftlich gesehen, ebenfalls in diese Epoche.

Zur inzwischen eingetretenen Überproduktions- und Konsumgesellschaft aber gehört der außengelenkte Charakter. Die wirtschaftliche Struktur einer Gesellschaft bestimmt eben nicht nur unser äußeres Ergehen, sie wandert auch in unsere Psyche ein. Wirtschaft funktioniert heute nur noch, wenn tüchtig gekauft, konsumiert wird. Nur dann rollt die D-Mark so, wie sie es tut. Darum weckt Werbung den Bedarf – und verändert die Menschen.

Wo Mode, Trend und, was die Arbeitswelt betrifft, Flexibilität vor allem gefragt sind, tritt die Frage nach gültiger Wahrheit in den Hintergrund. Erich Fromm beschreibt den „marktorientierten Charakter“ als eine erst in jüngerer Zeit dominierend geworde-



Abb. 4: Hier wird mit dem Helfer gearbeitet.

Foto: privat

ne Charakterprägung. Ich zitiere: „Die Konzeption des Marktwertes, für welche der Tauschwert einer Ware wichtiger ist als ihr Gebrauchswert, führte zu einer ähnlichen Wertkonzeption in bezug auf Menschen und besonders auf die eigene Person... Dürfte man sich nur auf das verlassen, was man weiß und kann, so stünde die eigene Bewertung im proportionalen Verhältnis zu den eigenen Fähigkeiten, d. h. zum eigenen Gebrauchswert. Da Erfolg aber weitgehend davon abhängt, wie man die eigene Persönlichkeit verkauft, erlebt man sich selbst als Ware.“ Weiter zeigt Fromm, daß sich das gleiche auf dem Sektor persönlicher Beziehungen vollzieht: Man muß „in Mode“ sein. „Da der moderne Mensch sich gleichzeitig als Ware und als Verkäufer dieser Ware empfindet, ist sein Selbstbewußtsein von Voraussetzungen abhängig, die sich seiner Kontrolle entziehen... Dominierend ist keine besondere Haltung, sondern das Vakuum, das sich am schnellsten mit der jeweils gewünschten Eigenschaft füllen läßt.“ Die Unfähigkeit, einen Menschen um seiner selbst willen zu lieben, die Unfähigkeit, die Frage nach der Wahrheit durchzuhalten, „die ein Mensch findet und immer wieder prüft“, kennzeichnen die charakterliche Marktorientierung, die eine tiefe, aber nicht verstandene Unzufriedenheit hinterläßt, weil sie nichts Eigenes im Menschen zur Entwicklung kommen ließ. Apathie und Destruktivität, beides Sorgen der Lehrer heute, dürften wohl hier ihre Ursache haben.

Freilich: wo Gefahr ist, wächst das Retten- de auch. Manche von Ihnen werden ohnehin schon gedacht haben: Meine Tochter, mein Sohn sind aber anders. Die sind eher engagierter als mir lieb ist, ganz und gar

nicht gleichgültig, nichts von Identitätsverlust. Und um die Frage danach, was „wahr“ ist, welche Orientierung die richtige ist, habe ich mit meinen Kindern schon die heftigsten Debatten ausgefochten. Es gibt sie, diese Jugendlichen, die sich in Gruppen und Initiativen zusammenfinden, ihr Bestes geben und intensiv um Orientierung ringen. Sozialwissenschaftliche Befunde wie die mitgeteilten beschreiben ja nie jeden einzelnen; sie beschreiben vielmehr die vorherrschende Orientierung der Massen, die in den großen Städten zu beginnen pflegt. Sie beschreiben den dominierenden Sozialcharakter einer Gesellschaft.

Und der Lehrer ist an die Massen gewiesen, an den vorherrschenden Typ. Für sie muß er arbeiten, für die Netten, Angepaßten, die „Gleichgültigen neuen Typs“, wie Riesman sagt – und für die Destruktiven. Die anderen, Eigenständigeren unter den Schülern sorgen schon dafür, daß sie zu Wort und zu ihrem Recht kommen – dem Lehrer zur Freude.

So muß also nach der Aufgabe des Religionsunterrichts in der Konsumgesellschaft neu gefragt werden. Eins ist klar: wo der Mensch sich selbst vor allem als Ware erlebt, wo nicht er selbst, sondern seine Verkäuflichkeit auf dem Persönlichkeitsmarkt entscheidend zu sein scheint, da ist der christliche Glaube zentral gefordert. Nicht Leugnung Gottes, sondern Leugnung des Menschen als Person scheint mir heute die Gegenposition zu sein, angesichts derer der Glaube sich bewähren muß. Günter Anders „Die Antiquiertheit des Menschen“ oder aber Rolf Kreibichs „Wissenschaftsgesellschaft“, in der auf 800 Seiten nicht eine einzige Wissenschaft vorkommt, die es mit dem Menschen als Person zu tun hätte, zei-

gen, was gemeint ist. Der christliche Glaube denkt den Menschen als Person, die, von Gott angeredet, antworten kann. Er denkt ihn als radikale Subjektivität, eine Subjektivität freilich, die uns nicht einfach zur Verfügung steht, deren Tiefen, aus denen wir kommen, wir durch eigenes Tun nie erreichen – die wir aber vielleicht verhungern lassen können. Das Absterben der Wahrheitsfrage, ihre Verdrängung durch die Frage nach dem Trend, mag ein Zeichen solchen Verhungerns sein, Zynismus und Destruktivität ein unverständener Hilfescrei.

Wie können wir Kindern und Jugendlichen in der Massenschule, in der Hektik der Leistungsorientierung, in Konsumzwang und Trendbeherrschtheit dazu verhelfen, daß jedes von ihnen sich selbst als Person als wichtig, als ernstgenommen, als angesprochen erfährt? Wie können wir dazu beitragen, daß aus den Tiefen ihres Wesens der Wunsch und die Fähigkeit, selbst zu sein, selbst zu denken und dann auch Interesse für andere als Person aufzubringen, aufsteigt und sich entfalten kann? Zutrauen zum eigenen Urteilsvermögen und erst damit auch die Fähigkeit, nach Wahrheit zu fragen, statt sich manipulieren zu lassen? Es ist deutlich, daß, wenn dies nicht gelingt, auch die Gefahr eines neuen Faschismus droht.

Leider muß ich es mir versagen, hier über die großen Möglichkeiten neuer Formen von Pädagogik und Schulorganisation zu sprechen. Das „Offene Lernen“ mit dem Wochenplan, wie es uns in Schulpraktika begegnete, wird jeden begeistern, der an der Erziehung zur Eigenständigkeit interessiert ist (Abb. 1 bis 5). Zu erleben, wie ein 3. Schuljahr sich zwei Wochen lang fast ganz selbst unterrichtet, während die Lehrerin erkrankt ist, weil es an kooperative Arbeit mit dem Wochenplan gewöhnt ist, das ist ein pädagogischer Hochgenuß.

Hier aber haben wir es mit den speziellen Aufgaben des Religionsunterrichts zu tun. Ich nenne deren drei. Zunächst: Der Protestantismus, besonders der deutscher Prägung, muß über seinen Schatten springen, wenn er zu dieser Aufgabe beitragen will. Denn zu seiner Tradition gehört es gerade nicht, dem Menschen allzuviel zuzutrauen. Eher hat er dazu beigetragen, daß sich in der Gesellschaft eine Art resignativer Misanthropismus ausgebreitet hat, die Überzeugung, daß „der Mensch im Grunde genommen schlecht“ sei. Theologisch ist das ein Mißverständnis der Sünde. Sie meint nicht Schlechtigkeit, auch nicht, daß der Mensch unfähig sei, in der Welt etwas Vernünftiges auszurichten. Sünde ist, wie Paulus sagt, die „eigene Gerechtigkeit“, das Autark-sein-Wollen, Gott und Menschen nicht brauchen, Beziehung verweigern,

kurz: Vertrauen und Liebe nicht kennen und in dem allen – Hybris. Wir können auch sagen: sich im Besitz der Wahrheit wähnen, nicht mehr hören und nichts mehr lernen können, ist Sünde. Selig gepriesen sind die geistlich Armen, die immer noch und immer wieder den Ruf der Wahrheit brauchen.

Hier brauchen wir zwar nicht die lateinamerikanische Form der Theologie der Befreiung, wohl aber eine genuin deutsche Befreiung der Theologie. Der Religionsunterricht kann und muß dazu beitragen, den resignativen Misanthropismus abzubauen. Der Gott der Bibel traut dem Menschen sehr viel zu. Er ist Stellvertreter Gottes, Mitarbeiter Gottes, Freund Gottes, so lesen wir da. Wohl braucht der Mensch Gnade; aber auch diese setzt ihn gerade nicht herab. Das neutestamentliche Wort für Gnade, „Charis“, bedeutet zugleich Anmut und Charme. Der Charme Gottes, mit dem er sich dem hochgeliebten Menschen zuwendet, bis dem das Herz warm wird und er sich öffnen kann... Bei Martin Luther gibt es solche Bilder. Dem entspricht ein Unterricht, der den Respekt vor der Menschenwürde des Schülers in Form und Inhalt fühlbar macht.

Zweitens geht es um die Wiedergewinnung der eschatologischen Perspektive der Bibel und des Glaubens. Sie ist in der Tradition des deutschen Protestantismus fast ganz verlorengegangen zugunsten einer bürgerlich-christlichen „Ergebung ins Schicksal“, etwa mit dem Tenor: Die Welt liegt im Argen, und da bleibt sie auch liegen. Dies lähmt Initiativen hin zu einer Welt mit mehr Gerechtigkeit, mehr Frieden. Das Wort „Utopie“ ist schon fast zum Schimpfwort geworden.

In der Bibel aber gibt es die Zukunft, für die man tätig sein, auf die man sich zubewegen kann. Die biblischen Menschen finden sich mit „Schicksalen“ nicht ab, sondern werfen sich ihnen leidenschaftlich entgegen, von Abraham und Mose bis zum kanaänischen Weib. Und es gibt die endgültige Zukunft, das Reich des Schalom und der Gerechtigkeit. Um sein Kommen lehrt Jesus beten; da aber Beten nach Jean Paul bedeutet „Wünschen, nur feuriger“, wird der Mensch, der dies wirklich betet, in seinem Leben weder untätig noch resigniert sein. Er geht schon mal in die Richtung. Auch die Bitte „Dein Wille geschehe!“ ist gerade nicht resignativ; er geschehe wie im Himmel schon jetzt, so bitte endlich auch auf Erden, heißt es. Sie wird freilich durchweg stoisierend als Schicksalsergebung gehört. Wieder eine Aufgabe der Befreiung der Theologie! Die dritte Aufgabe des Religionsunterrichts, die ich in diesem Zusammenhang nennen will, ist die Wiedergewinnung des genuin biblischen Gottesbildes. Der bibli-

sche Gott ist nicht einfach der Power-Gott aller Theisten (der ist er auch, aber nicht das ist seine Besonderheit). Er stößt, schon im Alten Testament, an eine Grenze, die selbst der Allmacht gesetzt ist, eine Grenze, die er offensichtlich selbst gewollt hat. Glaube des Menschen läßt sich nicht erzwingen, auch durch Allmacht nicht. Wohl ist der Glaube, biblisch verstanden, Geschenk; in eins damit aber ist er freie Tat des Menschen. So schauen wir in der Bibel, z. B. bei den Propheten, aber auch in manchen Geschichten, dem Werben Gottes um den Menschen zu, dem Leiden Gottes, wenn die Hörer sich verschließen. Nicht erst auf Golgatha beginnt das Leiden Gottes. Es ist die Ohnmacht der Liebe, die nicht zwingen kann, der wir da zuschauen. Daß sie stärker ist als alle Power, ist das Geheimnis dieser Liebe: Sie schafft den Menschen neu, den sie gewinnt.

In einer Zeit, in der alles auf Power setzt, auf Konkurrenz, auf Überwältigung des Gegners, ist die Erschließung dieses Kerns unseres Glaubens so nötig wie nie. Vor einigen Monaten arbeitete ich mit Realschülern der 10. Klasse während einer Freizeit daran, daß Gott den Menschen in diesem Sinne frei geschaffen hat, und daß er um ihn wirbt. Gegen Ende sagte einer: „Junge, Junge, da hat er sich aber etwas aufgeladen mit den Menschen. Und meint er denn, das ginge gut?“ Das ist die Wahrheitsfrage, die an uns gestellt ist.

Zur Autorin:



Prof. Dr. theol. Marie Veit, Jahrgang 1921, Studium der Theologie in Marburg, Jena und Halle; 1. theologisches (Fakultäts-)Examen 1944 an der Universität Marburg, 2. theologisches Examen 1946 bei der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck. Im selben Jahr Promotion bei Rudolf Bultmann in Marburg. Anschließend als Religionslehrerin an einem Gymnasium tätig; Staatsexamina für den höheren Schuldienst in den Fächern Religion und Philosophie in Köln; arbeitete am neutestamentlichen Band eines Unterrichtswerks mit sowie im Wissenschaftlichen Prüfungsamt und als Ausbildungsleiterin im Studienseminar. Mitglied in vier Richtlinienkommissionen und ständige Tätigkeit in der Lehrerfortbildung. Von 1973 bis 1989 Professur für Didaktik des Religionsunterrichts am Evangelischen Institut des Fachbereichs Religionswissenschaften der Universität Gießen.